

«Sie werden selten gefragt, wie es ihnen geht»



Lisa Bachofen, die Präsidentin des Vereins für Angehörige psychisch Kranker kämpft für mehr staatliche Unterstützung und gegen Stigmata in der Gesellschaft.

Der Anruf ist Lisa Bachofen «ziemlich eingefahren». Vor kurzem hat bei der Vereinigung Angehöriger psychisch Kranker (Vask) eine über 80-jährige Mutter angerufen: Ihr fehlte die Kraft, ihre psychisch kranke Tochter weiterhin zu betreuen. Für die Berner Vask-Präsidentin Bachofen ist das untragbar: «Obwohl die Tochter einen Vormund hat, ist es doch die alte Mutter, die bei der Tochter putzt und mit ihr Gespräche führt. In der Fachwelt heisst das dann, die Familie sei die <letzte Ressource> – als wäre sie endlos! Staatliche Betreuung stösst viel zu schnell an Grenzen.» Bei Themen wie Sparmassnahmen, Ressourcen und Versorgung wird ihre Stimme ruhig und klar, jedoch lauter. Zittrig empört spricht sie dann aber, wenn sie von den Erlebnissen mit den Angehörigen psychisch Kranker erzählt.

«Meistens melden sie sich bei uns, wenn sie nicht mehr können. Wir können nur noch helfen, dass sie den Boden unter den Füßen nicht ganz verlieren.» Würden die Nahestehenden früher Hilfe beanspruchen, wäre mehr als Selbsthilfe möglich. Immerhin ist seit 2 Jahren das Angebot der Vask für Angehörige von Schizophrenie-Kranken auf alle Angehörigen von psychisch Kranken erweitert worden. Doch Bachofen hat mehr Ideen: «Den Angehörigen den Alltag zu erleichtern, hat oberste Priorität.» Sie hat aber viele Ideen für die Zukunft: «Neben erweiterter Beratung könnte man Kurse anbieten etwa zum Verhalten in Krisensituationen, Selbstsorge oder Umgang mit Medikamenten.» Weiter brauche es vertiefte Forschung zu Angehörigen. Und vermehrt ambulante statt stationärer Betreuung müsste dringend möglich

werden. «Aber solange noch von ‹Versorgung› statt ‹Inklusion› gesprochen wird, scheint die Umsetzung weit weg.» Doch es deutet nichts auf Stillstand – ein Leistungsvertrag für die Vask ist bei der Bernischen Gesundheits- und Fürsorgedirektion (GEF) hängig.

Lisa Bachofen weiss, wovon sie spricht. Lange hat sie, auch in der Psychiatrie, als Kommunikationsexpertin und im Qualitätsmanagement gearbeitet. Und sie ist selbst Angehörige. Aber eine, die sich nicht davor scheut, Nachbarn über ihre familiäre Situation aufzuklären. Was – entgegen allen Vorbehalten – zu einer unterstützenden Nachbarschaftlichkeit geführt hat. Zum Treffen in der Galerie am Graben erscheint sie mit Kunstwerken unter dem Arm, die sie für die wohltätige Kunst-Spendenaktion für die Vask (siehe Box) bei Künstlern abgeholt hat. Nebenbei erwähnt sie, dass sie über 40 Stellenprozent ohne Vergütung für die Vask arbeitet, ihre freiberufliche Beratungsfirma fast aufgegeben hat und in ihrer bezahlten Tätigkeit für das Rote Kreuz über die Pension hinaus arbeiten muss. Ihre Antwort auf das Warum: «Ich habe wohl eine altruistische Ader.»

Der österreichische Neurologe und Psychiater Viktor Frankl sagte, dass man den Sinn im Moment erkennen muss. «Ich denke immer, dass sich ja jemand für diese Menschen einsetzen muss.» Zum Glück, denn eine der grössten Herausforderungen des Vereins ist die Freiwilligenarbeit – fast niemand der Angehörigen selbst hat Kraft übrig für ein Engagement. Über 40 Prozent der Angehörigen haben laut Bachofen selbst psychische Probleme aufgrund der Dauerbelastung und sind gefährdet, selbst in der Klinik zu landen. Sie erzählt von schlimmen Vorwürfen, denen Angehörige ausgesetzt sind. Fragen wie «Warum hast du mich geboren?» oder weit bedrohlichere Aussagen wie «Geh weg hier, willst du mich überwachen?» seien teils schwer zu ertragen.

Bachofen weiss von betroffenen Familien, zu denen die Polizei trotz Gefährdung gar nicht mehr ausrückt. Oder von Betroffenen, die nach jeder Einweisung wieder neue und variierende Diagnosen erhalten. Leise und langsam spricht sie auch von psychisch kranken Menschen, die fast ohne staatliche Gelder auf der Strasse leben. «Und am Ende ist es die Mutter, der Vater, der Partner oder gar die Kinder, die noch als letztes Auffangnetz übrig bleiben.»

Ein ähnlich gravierendes Problem sei die Stigmatisierung der Angehörigen. «Immer quälen sie Schuld- und oft auch Schamgefühle. Die Angst vor dem gesellschaftlichen Fingerzeig und dem Familienstigma hält viele vom Reden ab.» Die Angehörigen isolieren sich sozial und laufen Gefahr, die Wohnung, den Job oder gar das Sorgerecht zu verlieren. «Dieses Thema beschäftigt mich sehr, ich stelle nämlich fest, dass am Arbeitsplatz wenig Unterstützung und Verständnis für Übermüdung und Leistungsabfall zu finden ist. Auch im sozialen Arbeitsfeld nicht.» In Kombination mit der tröstenden Selbsttäuschung, dass die schwere Phase bald vorbeigehe, würden sehr viele Angehörige Jahre ausharren und schwere psychiatrische «Fälle» pflegen, ohne Hilfe zu beanspruchen. «Und selbst beim Besuch in der Klinik werden Angehörige kaum gefragt, ob und wie sie mit der Situation zurechtkommen.» (Der Bund)

Erstellt: 20.11.2017, 06:40 Uhr